

Michael Schneider

## THOMAS MERTON (1915 - 1968): Auf dem Weg ins Schweigen II.

(Radio Horeb, 16. Juni 2015 )

Thomas Merton war und ist ein bedeutender und weltweit angesehener geistlicher Autor. Jedoch schreibt er seine Bücher nicht, um bestimmte geistliche Themen abzuhandeln oder um sich mit seinen Erfahrungen besonders hervorzutun. Vielmehr soll all das, was er dem Leser an Lektüre anbietet, dazu dienen, ihn mit dem ihm eigenen geistlichen Leben in Kontakt zu bringen, auf daß er lernt, sich selbst seinen Erfahrungsbereich mit Gott zu erschließen. Das besondere Geschick Mertons liegt dabei darin, sein Leben im Alltag so erleben und beschreiben zu können, daß er auch anderen neue Horizonte und Tiefendimensionen ihres Daseins zu erschließen vermag. Hierbei greift Thomas Merton auf den Schatz der geistlichen Tradition der Kirche zurück, um sie für heute zu neuem Leben zu erwecken und zu erschließen. So werden alte Traditionen neu lebendig und erweisen ihre Aktualität.

Von Bedeutung ist, *wie* Thomas Merton seine geistliche Weisung ansetzt. Er beschreibt den geistlichen Weg nicht »von oben«, gleichsam von seiner ideellen Seite her, sondern von unten; er geht nämlich davon aus, wie es um den Menschen und seine Welt de facto steht. Thomas Merton entwirft sozusagen eine »Spiritualität von unten«. Was dies heißt, mag ein kleines Beispiel zeigen. Eine Grunderfahrung seiner Zeit in der Einsiedelei lautet für Thomas Merton: »Man muß jeden Tag am selben Ort sein, die Dämmerung vom selben Haus aus beobachten, jeden Morgen dieselben Vögel erwachen hören, um zu erkennen, wie unerschöpflich reich und verschieden die Gleichheit ist.«<sup>1</sup> Diese Erkenntnis geht Thomas Merton erst auf, als er tatsächlich in einer Einsiedelei lebt, während das Gemeinschaftsleben ihn von der Fülle dieser Erfahrung abgelenkt hatte.

In der Einsamkeit lernt er etwas kennen, was ihm bisher unbekannt war, und gelangt so zur Fülle einer neuen Erkenntnis. Nun entdeckt er die Wirklichkeit hier und jetzt in dem, was er ist.

Mit dem Schritt in die Einsamkeit verzichtet Thomas Merton darauf, etwas anderes sein zu wollen oder anzustreben, was er eigentlich nicht ist; stattdessen gibt er sich dem jeweiligen Augenblick hin - und erfährt darin, *daß* er ist. Sobald er einfach in der Natur *ist* und schaut, was sich da tut und was hier und jetzt geschieht, erfährt er die ganze Einsamkeit seiner Existenz, aber auch daß diese Einsamkeit höchste Anwesenheit und Fülle ist. In der eigenen Armut erkennt er den wahren Reichtum des Lebens. Damit beschreibt Thomas Merton den geistlichen Weg als keinen Sonderbereich im alltäglichen Leben; es genügt, den Alltag bewußt zu leben, um Gott in allen Dingen zu erkennen.

Es gibt noch eine andere Erfahrung, die für Thomas Merton in der Zeit seiner Einsiedelei bestimmend ist. Fürwahr, er gilt inzwischen als ein anerkannter Schriftsteller und kennt sich in den Vollzügen und Schätzen geistlichen Lebens bestens aus. Doch kurz vor seinem plötzlichen Tod erfährt er, wie er sich unverhofft so sehr in einen Menschen verliebt, daß seine ganze Berufung mit einem Mal infrage gestellt ist. Einen entscheidenden Einblick in das nun einsetzende Ringen Mertons während seiner beiden Einsiedlerjahre gibt die schon erwähnte Studie von John Howard Griffin »Die Revolution der Stille«. In der ihn gleichsam überrumpelnden Erfahrung darf Thomas Merton

---

<sup>1</sup> J.H. Griffin, Die Revolution der Stille. Thomas Mertons Einsiedlerjahre, Münsterschwarzach 2011, 63.

lernen, daß und wie er wirklich lieben kann und daß seine geistliche Hingabe nicht die subtile Verkleidung eines emotionalen Krüppels ist. Diese Erkenntnis wird für ihn zu einer inneren Befreiung, die ihm ein neues Gefühl an Gewißheit und Sicherheit auf seinem bisher eingeschlagenen Weg gibt. Bei der Erwägung einer Veröffentlichung seines Tagebuches aus dieser Zeit bekennt er von seiner Beziehung zu Margie Smith: »Ich wollte immer vollkommen offen sein, sowohl über meine Fehler als auch über meine Bemühungen, mein Leben zu verstehen.« Er spürt, daß zu seiner Berufung als Einsiedler auch eine gewisse Treue zu seinen Gefühlen für seine frühere Freundin gehört, obgleich dies wie ein reiner Widerspruch klingt. Ebenso wenig kann er die Freundschaft nicht mit Überzeugung als eine »Treulosigkeit« bezeichnen.

Was andere vielleicht als einen Ab- oder Umweg bei ihm deuten, sieht er selbst als »Hingabe« in einem Kampf, bei dem die Einsamkeit das Problem wie auch die Lösung ist. An seinem 50. Geburtstag schreibt er hierzu: »Auf Deinem Schoß sitze ich von Geburt an, vom Mutterleib an warst Du mein Gott. Sei mir nicht fern: Bedrängnis ist nahe, ich habe niemanden, mir zu helfen. [...] Wenn die Taue gekappt sind, das Schiff nicht länger an das Land gefesselt ist, sondern sich auf die See wendet, ohne Bindungen, ohne Beschränkungen. Nicht die See der Leidenschaft, sondern ganz im Gegenteil die See der Reinheit und Liebe ohne Sorge. Die Gott allein liebt, unmittelbar und direkt in Ihm selbst, wie das All (und das scheinbare Nichts, das alles ist). Die unaussprechliche Verwirrung derer, die denken, daß Gott ein Gedankenobjekt ist, und daß es bedeutet, alle anderen Objekte auszuschließen und sich einzig auf dieses zu konzentrieren, wenn man 'Gott allein' liebt! Fatal. Aber das ist der Grund, weshalb so viele die Bedeutung der Kontemplation und der Einsamkeit mißverstehen und sie verdammen.«<sup>2</sup>

Viele werden ihn vielleicht wegen seiner Affäre mit der Freundin kritisieren und ablehnen. Er selbst sieht es anders: Um wirklich für sich und vor Gott aufrichtig zu sein, muß er jene andere »Aufrichtigkeit« nach der Meinung anderer oder gar der Nachwelt außer acht lassen; nur so vermag er seinem wahren Selbst treu zu bleiben. Wie kann einer Gott sehen oder empfangen, wenn er das ablehnt und fürchtet, was er ist - ein Mensch? Wie kann er lieben, was er ist - ein Mensch -, wenn er das Menschliche bei sich oder anderen haßt? »Die reine Tatsache meines Menschseins sollte eine immerwährende Freude und ein Vergnügen für mich sein. Mich an dem zu erfreuen, als das mich mein Schöpfer geschaffen hat, bedeutet, daß ich mein Herz für die Erquickung durch meinen Erlöser öffne. [...] So rein ist die Freude, Mensch zu sein, daß diejenigen, deren christliches Verständnis Schwächen zeigt, sie fälschlicherweise vielleicht sogar für die Freude daran halten, etwas anderes als Mensch zu sein - ein Engel oder so etwas. Aber Gott wurde kein Engel. Er wurde Mensch.«<sup>3</sup> Und er resümiert: »Was gibt es, wonach ich suchen oder mich sehnen kann, außer der *ganzen* Wirklichkeit hier und jetzt, in dem, was ich bin?« Wer die radikale Einsamkeit riskiert, erfährt sie auf einmal erfüllt mit allem, was der Mensch ist, also mit den eigenen Schwächen,

---

<sup>2</sup> Ebd., 49. - Thomas Merton wollte in seiner Beziehung zur Freundin eigentlich absolut ehrlich mit sich umgehen, doch schließlich erkennt er, wie schnell man sich in einer solchen Situation betrügen kann: »Er vermutete, es sei möglicherweise ein - wenn auch völlig unbewußter - Versuch gewesen, den Anforderungen seiner Berufung zu entgegen. Nichtsdestoweniger hatte sich die menschliche Liebe offenbart, im Zusammenhang mit dem besonderen Bündnis, dem Versprechen des Alleinseins und der Einsamkeit, das im Zentrum seiner Berufung stand. 'Ich habe die Prüfung absolut nicht bestanden - ließ es stattdessen zu, daß das Wesentliche in Frage gestellt wird, und versuchte, es zu verändern. Und konnte nicht erkennen, daß ich dies tat', schrieb er. Er glaubte, einzig die Gnade Gottes habe ihn vor den schlimmsten Fehlern bewahrt, und er sah es als Gottesgnade an, daß er allmählich auf seinen 'rechten Weg' zurückkam« (ebd., 177f.).

<sup>3</sup> Ebd., 74.

Wünschen, Fehlern und Ungereimtheiten, welche er nun Gott entgegenzuhalten hat, damit dieser sie wandle in ein neues Leben im »wahren Selbst«.

Thomas Merton erkennt ebenso, daß er zu sich nicht wahrhaftig ist, wenn er es nicht auch gegenüber seiner Berufung ist. Alles in seinem Leben hängt von dieser Treue zum einmal eingeschlagenen Weg mit Gott ab, der eine feste und unumstößliche Tatsache im Leben von Thomas Merton ist. Die eigene Berufung erfährt er nämlich als keine äußere Zutat in seinem Leben, sie macht vielmehr sein »wahres Selbst« aus. An entscheidender Stelle in seinen Ausführungen »Verheißungen der Stille«<sup>4</sup> schreibt Thomas Merton 1949, wohl im Rückblick auf sein bisheriges Leben:

*Es ist ein großer Fehler, die Person (das geistige und verborgene, mit Gott vereinigte Selbst) mit dem Ego zu verwechseln, mit dem äußeren, empirischen Selbst, der psychologischen Individualität, die eine Art Maske für das innere und verborgene Selbst bildet. Dieses äußere Selbst ist nichts als ein vergänglicher Schatten. Seine Biographie und seine Existenz enden zusammen mit dem Tode. Das innerste Selbst kennt keine Biographie und kein Ende. Das äußere Selbst kann vieles «haben», vieles »genießen«, vieles »leisten«, aber am Ende sind alle seine Besitztümer, seine Genüsse und Leistungen nichts, und das äußere Selbst ist selber nichts: ein Schatten, ein Gewand, das man weggeworfen hat und das dem Zerfall ausgeliefert ist.*

*Ein anderer Fehler besteht darin, daß man das äußere Selbst dem Körper und das innere Selbst der Seele gleichsetzt. Es ist dies ein sehr verständlicher Fehler, aber er ist sehr irreführend, weil schließlich Körper und Seele unvollständige Substanzen sind, Teile eines einen, ganzen Seins: Und das innere Selbst ist nicht ein Teil von uns, es ist das Ganze von uns. Es ist unsere ganze Wirklichkeit. Was immer ihm noch zugegeben wird, ist zufällig, vorübergehend und unwichtig. Sowohl Körper als Seele gehören zu - oder richtiger: existieren in - unserem wirklichen Selbst, in der Person, die wir sind. Das Ego andererseits ist eine selbstaufgebaute Illusion, die unsern Körper und zum Teil unsere Seele zu ihrer Verfügung »hat«, da sie die Aufgaben des inneren Selbst »übernommen hat« infolge des sogenannten »Sündenfalls«. Dies ist gerade eine der wichtigsten Wirkungen dieses Falles: daß der Mensch seinem innern Selbst, das das Ebenbild Gottes ist, entfremdet wurde. Der Mensch wurde geistig von innen nach außen gekrempelt, so daß sein Ego die Rolle der »Person« spielt - eine Rolle, die er sich ohne jedes Recht angemaßt hat.*

*Indem wir zu Gott und zu uns selbst zurückkehren, müssen wir wieder mit dem beginnen, was wir nun einmal sind. Wir müssen ausgehen von unserer Situation der Entfremdung. Wir sind verlorene Söhne in einem fernen Land, der »Gegend der Unähnlichkeit«, und wir müssen scheinbar eine weite Reise tun in diesem Lande, bevor wir unser Land zu erreichen scheinen (und dabei sind wir im geheimen die ganze Zeit in unserem eigenen Land!). Das »Ego«, das »äußere Selbst«, wird von Gott anerkannt, und er erlaubt ihm, die Aufgabe auszuüben, die unser inneres Selbst noch nicht aus eigener Kraft übernehmen kann. Wir haben in unserm Alltag so zu handeln, als ob wir das wären, worauf unser äußeres Ich schließen läßt. Aber zugleich müssen wir daran denken, daß wir nicht ganz das sind, was wir zu sein scheinen, und daß das, was nach unserem »Selbst« aussieht, im Nichts verschwinden wird.*

*Einer der verbreitetsten Irrtümer unserer Zeit ist ein oberflächlicher »Personalismus«, der die »Per-*

---

<sup>4</sup> Th. Merton, Verheißungen der Stille. Stuttgart-Luzern <sup>5</sup>1963, 270ff.

*son« mit dem äußeren Selbst gleichsetzt, mit dem empirischen Ego, und sich feierlich der Pflege dieses Ego widmet.*

*Aber dieses ist der Kult einer reinen Illusion, der Illusion dessen, was man sich gemeinhin als »Persönlichkeit« oder noch schlimmer als »dynamische« und »erfolgreiche« Persönlichkeit vorstellt. Wird dieser Irrtum in die Religion übernommen, dann führt er zur schlimmsten Art von Unsinn - zu einem Kult des Psychologismus und des Selbst-Audrucks, der unser ganzes kulturelles und geistliches Selbst verdirbt. Unsere Wirklichkeit, unser wahres Selbst verbirgt sich in dem, was uns als Nichts und Leere erscheint. Was wir nicht sind, scheint wirklich zu sein; was wir sind, scheint unwirklich zu sein. Wir können uns über diese Unwirklichkeit erheben und unsere verborgene Identität wiederfinden. Und das ist auch der Grund, warum der Weg zur Wirklichkeit der Weg der Demut ist, der uns dazu bringt, das eingebildete Selbst abzulehnen und das »leere« Selbst anzunehmen, das in unsern Augen und in den Augen der Menschen »nichts« ist, aber in den Augen Gottes unsere wahre Wirklichkeit ist: denn diese Wirklichkeit ist »in Gott« und »mit ihm« und gehört ihm ganz. Und doch ist sie ontologisch von ihm verschieden und ist keineswegs ein Teil der göttlichen Natur oder in diese Natur aufgenommen.*

*Das innerste Selbst ist außerhalb jener Art von Erfahrung, die sagt: »ich wünsche«, »ich liebe«, »ich weiß«, »ich fühle«. Es hat seine eigene Art, zu wissen, zu lieben und zu erleben: eine göttliche, nicht eine menschliche Art, den Weg der Identität, der Vereinigung, der »Vermählung«, auf dem es keine losgelöste psychologische Individualität mehr gibt, die alles Gute und alle Wahrheit an sich zieht und so um ihrer selber willen liebt und erkennt. Liebender und Geliebter sind hier »ein Geist«.*

*Solange wir nur an der Schwelle jenes Abgrundes von Reinheit und Leere stehen, welcher Gott ist, sind wir ihm noch immer unendlich fern, und auch die größten Gnaden werden uns wenig über ihn lehren. Von unserer Seite der Schwelle erscheint diese Dunkelheit, diese Leere, als tief und unfaßlich weit - und von erregendem Anreiz. Wir vermögen aber nichts zu tun, um hineinzugelangen. Wir können uns nicht mit Gewalt über den Rand heben, obgleich keine Schranke da ist. Der Grund liegt vielleicht darin, daß überhaupt kein Abgrund da ist.*

*So bleibst du stehen und fühlst dunkel, daß der nächste Schritt ein Hinabtauchen sein wird und du dich in einen kosmischen Raum geschleudert sehen wirst. Wenn der nächste Schritt aber kommt, dann tust du ihn nicht selbst, du weißt nicht um den Übergang, du fällst in keine Tiefe. Du gehst nirgendshin und weißt den Weg nicht, auf dem du hingelangst, und auch nicht den Weg, auf welchem du später zurückkehrst. Sicher ist nur, daß du nicht in die Irre gehst. Raum ist nicht mehr, oder alles ist Raum; das bedeutet hier das gleiche.*

*Der nächste Schritt ist kein Schritt. Du wirst nicht von einer Stufe zu einer andern geführt. Dies nur geschieht: Das Sonderwesen, das du bist, verschwindet anscheinend, und nichts scheint zu bleiben als eine reine Freiheit, die nicht zu unterscheiden ist von der unendlichen Freiheit, eine Liebe, die eins ist mit der ewigen Liebe. Keine zwiegespaltene Liebe mehr, deren einer Teil nach dem andern sucht und strebt, sondern Liebe, welche in unendlicher Freiheit liebt.*

Die Einübung in das wahre Selbst geschieht in unermüdlicher Suche und Sehnsucht nach Gott und seiner heilenden Liebe. Was anfangs bereitwillig mit der Bekehrung des eigenen Herzens beginnt, kann sich schnell in einen geistlichen Hochleistungssport verkehren, wenn der Mensch in der Ausgestaltung seines Lebens nicht Gott, sondern sich selbst sucht.

Wie wir sahen, entfaltet Thomas Merton den geistlichen Weg »von unten« her, nämlich von der Gegebenheit des Lebens her. Kontemplation ist ein Grundaussdruck menschlichen und geistlichen Lebens, eine Antwort des Dankes für das Leben. Ihre Schwierigkeit liegt darin, daß sie aus einem »Nicht-Erkennen« kommt, da die Quellen allen Seins jenseits von einem Erkennen bzw. sogar von allem Nicht-Erkennen liegt. Kontemplation ist die unerwartete Wahrnehmung des Wirklichen inmitten aller wirklichen Dinge, sie ist Antwort auf einen Ruf, der keine Stimme hat, aber im Tiefsten eines Menschen spricht, so daß er nun voller Freude über sich sagt: »Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir« (Gal 2,20). Diese alles übersteigende Erkenntnis ist quasi das Gegenteil von dem, was Descartes mit seiner Maxime »Cogito ergo sum« postuliert, denn hier wird der Weg der Wahrnehmung auf einen Begriff reduziert. Für den Kontemplativen gibt es kein »cogito« oder kein »ergo«, sondern ein »sum«, nämlich die Feststellung, daß er ist. Diese Erkenntnis erweckt kein Mensch aus sich heraus, sondern Gott ist es, der ihn zu dieser Wahrnehmung führt. Wem sie geschenkt ist, der wird gerne bereit sein, sich von allen Dingen zu lösen, nicht um sie zu verneinen, sondern um sie in Gott zu suchen und finden zu können: »Für mich besteht die Heiligkeit darin, daß ich ich selbst bin, und für dich, daß du du selbst bist, und im letzten Grunde wird deine Heiligkeit nie die meine und meine nie die deine, außer in der Gemeinsamkeit der Liebe und Gnade. Für mich bedeutet heilig sein: ich selbst sein. Deshalb ist das Problem der Heiligkeit und des Heils tatsächlich die Aufgabe, mein wahres Ich zu entdecken.«<sup>5</sup> Die Entdeckung Gottes ist gewissermaßen Gottes Entdeckung unserer selbst. So ist der Mensch ganz er selbst, sobald er bereit ist, die ganze Glorie Gottes in sich »aufzunehmen«. Wer sich selbst in Gott findet, wird ihn auch in anderen Menschen finden. So freuen sich die Heiligen ihrer Heiligkeit, weil die Gabe der Heiligkeit sie befähigt, Gottes Antlitz auch im Nächsten zu erkennen. Heiligkeit ist darum das einzige, wofür es sich zu leben lohnt.

Um zu einer kontemplativen Wahrnehmung zu kommen, muß der Mensch alles Falsche in sich, besonders eben das »falsche Ich« ablegen; ansonsten möchte der Mensch etwas sein, was er gar nicht ist, wovon Gott aber nichts wissen will. Niemand erwartet von uns, »wie Gott zu sein«, wir dürfen fürwahr »menschlich« sein wie alle anderen, voller Schwächen und Fehler. Dann dürfen wir aber erkennen, »daß diese Grenzen eine höchst wichtige Rolle in unser aller Leben spielen. Gerade ihretwegen brauchen wir andere, und andere brauchen uns.«<sup>6</sup> Entscheidend ist nur, daß wir innerhalb unserer menschlichen Grenzen alles Falsche ablegen. Denn Gott ist nicht das idealisierte Abbild unserer selbst; er liebt uns, nicht weil wir groß vor ihm dastehen, sondern weil er Erbarmen hat mit unserer Schwachheit. Vielleicht dürfen wir sogar sagen, daß Christus selbst in uns nach seinem Erbarmen ruft, ist er es doch, der in der Kraft seines Geistes in uns betet. Aufrichtiges Leben im wahren Selbst konkretisiert sich im aufrichtigen Beten; und darauf kommt es im Gebet allein an: daß wir im Gebet so sind, wie wir wirklich sind, und vor Gott treten, wie er ist.<sup>7</sup> Meist bilden wir uns ein Bild von Gott, das uns vor ihm sicher sein läßt, damit er uns nicht in die Quere kommt; so bilden wir eine Privatsphäre gegenüber Gott. Ganz anders das wahre Gebet, das uns erkennen läßt, daß er längst schon um uns weiß.

---

<sup>5</sup> Th. Merton, Verheißungen der Stille, 44.

<sup>6</sup> Th. Merton, Keiner ist eine Insel. Ein Buch der Betrachtung, Einsiedeln-Zürich-Köln 1958, 16.

<sup>7</sup> Th. Merton, Keiner ist eine Insel, 195.

Das »wahre Selbst«, das den Kern eines Menschen vor Gott ausmacht, ist nicht das eines Engels oder überirdischen Wesens, alles in ihm ist vielmehr rein »Mensch«. Diese Tatsache anzunehmen, ist nicht immer leicht, weil er - vielleicht sogar aufgrund der besten Ideale und Wünsche - eigentlich längst schon »ganz anders«, nämlich »geistlicher« sein möchte. Das geistliche Ideal eines solchen Vollkommenheitsstrebens droht hier in keinem Verhältnis zu den wirklichen Bedürfnissen und Erfahrungen eines Menschen zu stehen. Nöte, Schwächen, Ungereimtheiten, Ängste und Fragen werden beiseite geschoben und können nicht mehr an die Oberfläche des Bewußtseins kommen. Weil dabei unendlich viel Energie verlorengelht, ist ein solcher Mensch zwar brav und nett, aber es blüht in ihm nichts auf, er erscheint matt und blaß und eher antriebsgehemmt, was sich meist auch im körperlichen Befinden äußern wird: Kopfschmerzen, Magen und Rücken machen zu schaffen etc. Ein solcher Mensch lebt von wohlgemeinten Idealen und Vorstellungen, kann jedoch seinen eigenen Wünschen, Sehnsüchten und Vorlieben keinen Platz im Leben mit Gott geben: Er ist »fromm«, aber nicht »menschlich«.

»Askese« würde hier heißen, daß der Einzelne lernt, sich auf die eigenen Möglichkeiten und auf das Maß der eigenen Kraft einzuüben. Die Gnade wird nicht bei unserem Ideal, sondern bei unserer Schwachheit ansetzen, darum ist Askese ein Sich-Einüben in die Gnade und in das Geheimnis von Schwachheit und Gnade. Im Erkennen unserer Schwachheit und im Achten auf unser Maß, das uns von Gott geschenkt ist, bedarf es der Treue und Geduld. Franz von Sales macht hier aber die Beobachtung, daß unmittelbar nach der Sünde das schlimmere Übel und Unheil den Eifrigen trifft, daß er nämlich ungeduldig mit sich und seinem Weg wird. Augustinus rät deshalb für den Weg der Einübung in die Gnade: »Tue, was du kannst; bete um das, was du nicht kannst; und Gott wird dir geben, daß du es kannst.«

Die Erkenntnis der eigenen Schwachheit ist kostbar und unersetzbar. Wer eine Stunde lang wirklich über sich selbst weinen kann, ist größer als einer, der die ganze Welt unterrichtet; und wer seine eigene Schwachheit kennt, ist größer als einer, der die Engel schaut. Denn die Gnade knüpft an keines unserer Ideale an, sondern an all das, was wir tatsächlich sind; wer aber vor Gott erkennt und bekennt, wie er wirklich ist, erfährt sich »erhoben« und bekennt mit dem Gesang des Magnifikat: »Auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut, siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter...«

Gott läßt nicht zu, daß sich jemand als »Pharisäer« vor ihm aufstellt. Zuweilen muß sogar die verwundbare Stelle in diesem Menschen nach oben kommen, damit er dort der Gnade Gottes begegnet; meist ist es die Stelle, die dem Einzelnen am peinlichsten ist. Gottes Liebe mag in solchen Augenblicken unbarmherzig erscheinen, doch was auf den ersten Blick unbarmherzig und ungöttlich aussieht, wird sich schließlich als ein Weg des Heiles erweisen, denn der Weg des Neuen Bundes ist ein Weg der Gnade oder, wie Thérèse von Lisieux sagt: ein »kleiner Weg«. Gott schaut allein auf die Liebe und das Vertrauen eines Menschen, er fordert den ganzen Einsatz, aber nicht als Leistung und Erfolg, sondern als Bereitschaft, nicht gleich als Tat, wohl aber als Gesinnung. Thérèse beschreibt ihren »kleinen Weg« am Bild des Kindes, das vergeblich versucht, die erste Stufe der Treppe zu erklimmen. Es hebt immerzu seinen kleinen Fuß, um die Stufen der Heiligkeit zu erklimmen, aber es wird wohl kaum die allererste Stufe nehmen können: Dies wird nicht gesagt in Resignation und Verzagtheit, bekennt der Mensch doch voller Demut, wie es um ihn in Wirklichkeit steht. Für die Kleine Thérèse läßt die Erfahrung der Schwachheit keinen anderen Weg zu, als die eigene Unvollkommenheit zu lieben und nicht aus ihr herauszubeglehen. Der Glaube an Gottes

Barmherzigkeit läßt den Sünder angesichts der eigenen Schwachheit nicht verzweifeln, sondern voller Zuversicht und Freude den Weg des Glaubens weitergehen. Jeder Krise mag sogar eine neue Seite und tiefere Erfahrung der Freundschaft mit Christus entspringen. Die zerstreuten und müde vor Gott gebrachten Gebete, die Zweifel im Glauben, die Schwachheit der eigenen Gottesliebe und die nur kleinen Erfolge auf dem Weg zu Gott sind für manchen gewiß demütigend, doch er hat keine anderen. Wer sich über sie erheben wollte, würde nicht mehr den wahren Gott suchen, sondern einen Abgott (nach dem Bild und Gleichnis der eigenen Wünsche, Vorstellungen und Ideale). Auf den Weg zum wahren Gott findet nur, wer von sich und den eigenen, selbst fabrizierten Vollkommenheitsbestrebungen absieht und sich so vor Gott stellt, wie er ist.

Für Thomas Merton gleicht das geistliche Leben einer Neugeburt. Indem der alte Adam stirbt, wandelt sich das Dasein im Glauben zu einer »neuen Schöpfung«. Dies ereignet sich aus sakramenten-theologischer Sicht in einem einzigen Augenblick, nämlich dem der Taufe, stellt jedoch zugleich einen lebenslangen Prozeß dar. Paulus faßt diesen Prozeß der Neugeburt im Glauben in die Worte: »Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist« (Röm 12,2).

Thomas Merton umschreibt diesen Prozeß mit zahlreichen Termini der geistlichen Tradition und faßt sie zusammen in dem Begriff des »wahren Selbst«: Indem der Mensch ablegt, was dem »Fleisch« des alten Adam gehört, und sich durch die Gnade Gottes wandeln läßt, findet er zu jenem wahren Selbst, das die Erfüllung aller menschlichen Sehnsüchte und Wünsche ist. Es handelt sich hierbei um einen sehr kreativen Prozeß, bei dem der Einzelne sich nicht bloß auf Methoden und asketische Praktiken berufen kann, vielmehr wird er sich von innen her der Hand Gottes und seiner Formung übergeben müssen, um schließlich jener zu werden, als den ihn Gott gedacht hat. Das »falsche Ich« eines Menschen hingegen ist etwas, das ihn einem Phantom bzw. einer Illusion nachlaufen läßt und ihn am wahren Leben hindert; meist wird es sich genau um jene Seite seines Selbst handeln, die er vor Gott in Sicherheit bringen möchte, damit dieser sie nicht »zerstören« kann.

Wahrhaft »gläubig« wird erst jener sein, der kein falsches Ideal von »Vollkommenheit« in seinem geistlichen Leben sucht, sondern einzig und allein Gott selbst. Immer wieder spricht Thomas Merton von der zentralen Erfahrung der Armut, der Leere und Nacktheit im eigenen Leben. Auf dem kontemplativen Weg gilt es, alle stützenden Hilfen und Masken, vor allem aber alle kurzatmigen Sicherheiten und Lebenslügen des »falschen Selbst« abzulegen. Sobald der Einzelne sich so vor Gott stellt und ihm anheimgibt, wie er ist, erfährt er in und mit all seiner Dürftigkeit, Armut und Hilflosigkeit seinen wahren Reichtum der Demut, nämlich die irdische Wirklichkeit des eigenen Lebens annehmen zu dürfen. In der christlichen Anthropologie gibt es keine letzte Identität innerhalb des vom Menschen Machbaren, alles führt vielmehr auf den Weg der Demut vor Gott.

Die Suche nach dem »wahren Selbst« dient zugleich den anderen. Statt sich wie eine »Schildkröte« vor der Welt zu verbarrikadieren, indem man sich vollpackt mit sich selbst, gilt es, das eigene Leben mit den anderen zu teilen. Keiner wird den wahren Frieden finden, solange er glaubt, daß ihn irgendein Zufall (Talent, Gnade, Tugend) von den anderen unterscheidet und ihn vielleicht sogar über sie stellt: »Ich wasche meine Füße nicht, um sie schöner zu machen als mein Gesicht. Die Heiligen lieben ihre Heiligkeit, nicht weil diese sie von uns anderen scheidet und über uns erhöht,

sondern weil sie sie im Gegenteil näher zu uns bringt und sie in gewissem Sinne unter uns stellt.«<sup>8</sup> Alle Charismen und Talente, alle Erfolge und Vollkommenheit des Einzelnen wollen im Dienst am Ganzen stehen, was voraussetzt, daß er sich selbst einbringt, und zwar so, wie er in Wahrheit ist: »Viele Dichter sind keine Dichter, aus demselben Grunde wie viele religiöse Menschen keine Heiligen sind: Sie bringen es nie dazu, sie selbst zu sein. Nie gelingt es ihnen, genau *der* Dichter oder *der* Mönch zu werden, zu welchem Gott sie bestimmt hat. Nie wird aus ihnen der Mensch oder der Künstler, auf den die besonderen Anlagen ihrer Natur hinzielen. Sie vergeuden ihre Jahre mit fruchtlosen Versuchen, ein Dichter oder Heiliger anderer Art zu sein. Aus irgendwelchen unbegründeten Erwägungen heraus bilden sie sich ein, sie müßten jemand anders sein, jemand, der vielleicht vor zweihundert Jahren starb und in Verhältnissen lebte, die mit den ihrigen auch nicht das allermindeste gemein haben. Sie reiben sich geistig und körperlich auf in dem vergeblichen Bemühen, die Erlebnisse eines anderen zu haben oder die Gedichte eines anderen zu schreiben oder die Heiligkeit eines anderen zu erwerben. Den Versuchen, es anderen gleichzutun, liegt zuweilen ein ausgesprochener Egoismus zugrunde. Viele möchten es gerne möglichst schnell zu Ehre und Anerkennung bringen, indem sie das nachahmen, was sich allgemeiner Beliebtheit erfreut. Sich selbst etwas Besseres auszudenken, sind sie zu träge.«<sup>9</sup> Aufgrund ihrer Ungeduld und Eile haben es solche Menschen auf raschen Erfolg abgesehen, ohne sich die nötige Zeit zu nehmen, sich selber treu zu sein; dabei meinen sie noch, ihre ungeduldige Hast bekunde eine besondere Art der Vollkommenheit.

Verliebtheit in sich selbst und versteckter Stolz lassen den Frommen voller Ungeduld mit sich irgendein Leben mit Gott suchen. Man bauscht seine Erfolge und Leistungen vor Gott auf, während Erfahrungen von Schwachheit und mangelnder Reife möglichst rasch beiseite gelegt werden. Um sich selbst in der eigenen Verfaßtheit tatsächlich begegnen zu können, ist aller Stolz und jede Selbstverliebtheit abzulegen. Johannes Tauler meint sogar, daß Gott manchen »Frommen« in die Krise und in das Gedränge führen muß, damit er letztlich nicht in die Irre geht. Erst in ihr wird er erfahren, wie es wirklich um ihn steht und wie sehr seine Schwachheit der göttlichen Gnade bedarf. Oft jedoch will der Mensch gar nicht erkennen, daß Gott selbst in der Krise an ihm handeln möchte und daß es darauf ankäme, sich seinem Tun zu überlassen, statt vorschnell aus der Krise zu fliehen.

Das Einhalten einer Ordensregel kann ebenfalls zu einer solchen Schule der Demut werden, denn die Regel, so bemerkt Bernhard von Clairvaux, existiert nicht, damit der Mönch schwierigere Werke vollbringt und außergewöhnliche Tugenden erwirbt, sondern damit er lernt, aus seinen Fehlern Nutzen zu ziehen und vor Gott in wahrer Demut zu leben. Dann wird der Mensch zur Stunde der Schwachheit erkennen, wie es wirklich um ihn steht und wie sehr er der Hilfe Gottes bedarf, aber ohne daß dies alles ihn zutiefst nur betrübt oder bedrückt, vielmehr wird er es in Dankbarkeit und Demut annehmen.

Menschen, die wirklich zu letzter Vollkommenheit gelangt sind, unterscheiden sich von den anderen dadurch, daß sie demütig sind: »Demut besteht darin, daß du genau *der* Mensch bist, welcher du vor Gott bist, und da es keine zwei Menschen gibt, die sich genau gleichen, wirst du, sofern du

---

<sup>8</sup> Th. Merton, Verheißungen der Stille, 66.

<sup>9</sup> Ebd., 104.

demütig genug bist, du selber zu sein, nicht wie irgend jemand sonst auf der Welt sein.«<sup>10</sup> Es zeugt jedoch nicht von Demut, wenn einer durchaus ein anderer sein möchte, als er ist. Wie kann einer erwarten, am Ziel der eigenen Reise anzukommen, wenn er den Weg zur Stadt eines anderen einschlägt? Wie kann er erwarten, zu seiner eigenen Vollkommenheit zu gelangen, wenn er das Leben eines anderen führt?

Solche Menschen passen sich an das erste brauchbare System an und wollen in dieser Aufmachung den Rest ihres Leben zubringen: »Sie verschlingen wahllos Andachtsbücher und überlegen sich dabei nie, in welchem Maße ihre Lektüre auf ihr Leben Bezug hat oder haben könnte. Ihre Hauptsorge besteht darin, sich so viele äußere Übungen der Frömmigkeit anzueignen wie möglich und ihre Person mit diesen Äußerlichkeiten zu schmücken, in denen sie allzu leicht den Begriff der Vollkommenheit verwirklicht sehen. Und so wandeln sie einher in Kleidern, die auf das Maß anderer und auf ganz andere Verhältnisse zugeschnitten sind.«<sup>11</sup> Diese Menschen können bei anderen vielleicht hoch angesehen sein und aufgrund ihrer Art, welche eine Mixtur aus Ehrgeiz, Sturheit und Biagsamkeit ist, sogar in den Ruf eines Heiligen oder eines Genies gelangen. Stattdessen wird es jedoch ein erstes Anzeichen sein, mit dem sich ein wirklicher Heiliger kundtut, »daß andere Menschen nichts Rechtes mit ihm anzufangen wissen. Oft ist ihnen nicht klar, ob er verrückt ist oder nur hochmütig; mindestens aber muß es ja Hochmut sein, sich derart einem persönlichen Ideal verschrieben zu haben, das niemand als Gott wirklich verstehen kann. [...] Es ist, als ob er sein Leben nicht mit den Büchern in Einklang zu bringen vermöchte. Manchmal ist sein Fall so schlimm, daß kein Kloster ihn behalten mag. Er muß entlassen und wieder in die Welt geschickt werden wie Benedikt Joseph Labre, der Trappist und Kartäuser werden wollte und in beiden Orden keinen Erfolg hatte. Zuletzt beschloß er sein Leben als wandernder Bettler. Er starb in irgendeiner Gasse zu Rom.«<sup>12</sup> Hier zeigt sich, was »Vollkommenheit« wirklich bedeutet: »Vollkommenheit ist nicht etwas, das man sich zulegen kann wie einen neuen Hut - indem man in einen Laden geht, verschiedene ausprobiert und zehn Minuten später mit einem passenden Hut auf dem Kopf wieder herauskommt.«<sup>13</sup> Vielmehr wird man durch viele Krisen und Nöte gehen müssen, bis sich klar zeigen wird, was tatsächlich von Gott gewollt ist.

Die Situation des Ausgesetztseins kann sich bis zu einem kaum ertragbaren Ausmaß steigern, sobald sie sich in die Gottesbeziehung ausweitet. Thomas Merton fühlt sich in der Weltabgeschiedenheit seines Klosters Gethsemani nicht selten wie eingeschlossen, verarmt, zuverlässiger Beziehungen beraubt; mit Menschen, mit denen man nur in der Zeichensprache und auch da nur das Nötigste reden darf, läßt sich schwer Freundschaft schließen. Zum anderen rückt man sich für Mertons Begriffe in seinem Kloster zu nah auf den Pelz; man ißt, betet, arbeitet, schläft zusammen, alles ohne eine Form von Privatsphäre; zudem ist sein Kloster - nicht zuletzt dank seiner werbewirksamen Bücher - zu dieser Zeit rettungslos überfüllt. »Kein Empfinden für Gottes Gegenwart«, notiert Thomas Merton eines Tages traurig nach dem Chorgebet. Ein friedliches Idyll, wie es sich die »Weltleute« oft vorstellen, ist dieses Klosterleben wohl kaum. Nachdenklich fragt er sich:

---

<sup>10</sup> Ebd., 105.

<sup>11</sup> Ebd., 107.

<sup>12</sup> Ebd., 109.

<sup>13</sup> Ebd., 106f.

»Wenn ich Ihn mit großer Leichtigkeit finde, ist Er vielleicht nicht mein Gott. Wenn ich nicht hoffen darf, Ihn überhaupt zu finden, ist Er dann mein Gott? Wenn ich Ihn überall finden kann, wo *ich* es wünsche, habe ich Ihn dann gefunden? Wenn Er mich überall findet, wo *Er* es wünscht, und mir sagt, wer Er ist und wer ich bin, und wenn ich dann erkenne, daß Er, den *ich* nicht finden konnte, *mich* gefunden hat - dann weiß ich, es ist der Herr, mein Gott. Er hat mich mit dem Finger berührt, der mich aus Nichts erschaffen hat.« In dieser Situation erfährt Thomas Merton, daß der Weg der Kontemplation aus dem Dunkel, aus der Erfahrung des Scheiterns wächst: »Wir werden den Wert unserer Motive für den Glauben, die Liebe, für unsere Selbst-Auslieferung an den unsichtbaren Gott neu überdenken müssen. [...] Möglicherweise ist man der furchtbaren Erfahrung, scheinbar keinen Glauben zu haben, während er in Wirklichkeit wächst, nicht gewachsen. Denn dies ist die Probe, das Feuer der Läuterung, in dem die menschlichen und zufälligen Glaubenselemente verbrennen und die tiefe geistliche Kraft im Innersten unseres Seins frei wird.« Am Ende dieser Prüfung werde man entdecken, daß »die Nacht, in der wir verloren scheinen, die Geborgenheit im Schatten von Gottes Flügeln ist«. In dieser Erfahrung zerbricht die künstliche Scheidung zwischen Gläubigen und Ungläubigen: »Es stimmt nicht, daß manche Menschen ganz richtig und manche falsch liegen. [...] Jeder ist mehr oder weniger ein Ungläubiger.«

Wer diesen Weg der Kontemplation jedoch entschieden geht, wird zur Erfahrung seines wahren, eigentlichen Selbst vordringen, das jenseits des empirischen Ich mit all seiner Individualität liegt; es handelt sich um jenes »transzendente Selbst«, das aus Gott und in Gott ist. Nach Thomas Merton ist Kontemplation der höchste Ausdruck eines Menschen; sie ist das Leben selbst in seiner ganzen Wachheit, die es braucht, um überhaupt dem unaussprechlichen Gott begegnen zu können. Wer auf seinem Weg zum wahren Selbst findet, erfährt sich selbst als Antwort auf Gottes Echo in ihm: das wahre Selbst als Gottes Antwort in ihm. Kontemplation besagt also Identität als Geschenk. Doch dieser Weg der Kontemplation wird schmerzvoll sein, geht es doch um die Entthronung des »unersättlichen kleinen Gottes im eigenen Herzen«. Denn als Sünder ist der Mensch nicht mit sich selbst identisch. In Sünden geboren sein heißt, daß man mit einem falschen Selbst auf der Welt ist: Man lebt im Widerspruch. Viele wollen tatsächlich einzig in der Welt ihres falschen Ichs leben, ganz »dem Kult dieses Schattens geweiht«, in einer »Fabrik für Alibis«. Wohl kann der Mensch mit diversen Meditationsmethoden die Erfahrungen seiner Leere und Angst beschwichtigen und besänftigen, letzten Endes werden sie aber nicht weiterhelfen, ja, sie werden in den eigenen Selbst-Täuschungen nur bestärken und unempfindlich machen gegenüber dem Empfinden, wie man wirklich ist, selbst wenn das eigene Herz schon längst verzweifelt nach Wahrheit ruft.

Bevor Gott vom Einzelnen etwas will, verlangt er, daß er sei. Alles Tun im Glauben muß sich nach dem Sein richten. Sobald der Mensch seine wahre Identität in Gottes Anruf erkennt, empfängt er in der Freiheit seiner Verfügbarkeit für Gottes Ruf eine neue Offenheit, die es ihm ermöglicht, sich selbst als Person tiefer und besser zu erkennen. Sünden meiden und Tugend üben heißt noch nicht, ein Heiliger zu sein, sondern ein Mensch sein wollen, der sich und sein Leben so annimmt, wie es ihm von Gott geschenkt ist; doch dies ist erst der Anfang von dem, was Gott von einem will. Denn wer wahrhaft »heilig« sein will, wird erfahren, wie Gott ihn immer mehr heranbildet zu etwas, das er vermutlich gar nicht versteht, weil es ihm so geheimnisvoll und verhüllt vorkommt, daß es ihm zu widersprechen scheint. Nicht ohne Grund wurde Christus am Kreuz hingerichtet, entsprach er doch nicht dem menschlichen Begriff von göttlicher Heiligkeit. Er war nicht heilig genug. Er war nicht auf die richtige Weise heilig; er war nicht in der Weise heilig, wie die Juden es erwartet

hatten.

Um aus dem Trugmanöver herauszukommen, muß der Mensch sich neu Gott öffnen, indem er dessen Willen zu erfüllen sucht. Thomas Merton schreibt: »Heiligkeit besteht nicht einfach darin, den Willen Gottes zu tun. Sie besteht darin, den Willen Gottes zu wollen. Denn Heiligkeit ist Einssein mit Gott, und nicht alle, die Seinen Willen ausführen, sind mit diesem Willen eins. Auch der Sünder trägt durch die Wirkung seiner Sünde zur Erfüllung von Gottes Willen bei. Aber weil er sündigt, will er das, was Gott nicht will. Ebenso kann der Mensch dadurch sündigen, daß er das nicht will, was Gott von ihm will. In beiden Fällen handelt er vielleicht nach Gottes Willen, während er selbst aber das Gegenteil will. Um Gottes Willen zu tun, braucht man ihn nicht immer deutlich zu erkennen. Ein Mensch kann leben wie ein Baum oder wie ein Tier und sein ganzes Leben lang den göttlichen Willen vollziehen, ohne je darum zu wissen. Da wir aber fähig sind, bewußt das zu wollen, was Er will, so müssen wir es zuvor erkennen. Zum mindesten müssen wir danach streben, das zu erfahren, was Er will.«<sup>14</sup>

Der Weg der Kontemplation, wie ihn Thomas Merton hier vorzeichnet, steht jedem Christen offen und ist nicht allein im Kloster zu finden: Kontemplative gibt es in den Orden, aber ebenso unter den Laien. Deshalb sucht Thomas Merton zu erkunden, wie man in der heutigen Zeit aus dem Glauben seinen Alltag gestalten kann. Gleich jenem Baum, der Gott am meisten lobt, indem er eben Baum ist, verhält es sich beim Menschen: Er wird Gott um so näher sein, je mehr er einfach er selbst ist. Das kontemplative Leben bedarf keiner besonderen Techniken, es genügt zunächst und vor allem das gläubige Bewußtsein, längst schon »im Himmel« zu sein. Gottes Sohn ist ja selbst Mensch geworden, kein Engel, kein Überwesen, sondern eben ein Mensch wie jeder sonst, um so unser Dasein mit sich zu erheben. Kontemplativ ist, wer in Gottes Gegenwart lebt - und diese ist nicht nur im Kloster zu finden. Der christliche Glaube ist alles andere als eine Lehre, er ist vornehmlich ein Leben in der Gegenwart des lebendigen Gottes.

---

<sup>14</sup> Th. Merton, Keiner ist eine Insel. Ein Buch der Betrachtung, Einsiedeln- Zürich-Köln 1956,65